Aus der psychiatrischen Universitätsklinik Lausanne
(Vorsteher: Professor H. Steck)

CHRISTIAN MÜLLER, LAUSANNE

ÜBER PSYCHOTHERAPIE BEI EINEM CHRONISCHEN SCHIZOPHRENEN *)

Es gibt eine Novelle *Ernst Jüngers* mit dem Titel „Orthners Erzählung", welche das Schicksal eines Spielers zum Thema hat. Er schreibt darin: „Die Existenz des Spielers drängt mächtig auf den Aberglauben und dann auf geistige Verbrechen zu, die schwerer sind, als daß sie menschliches Urteil, menschliches Gericht erfaßten, ja deren Namen selbst nicht in den Büchern stehen, in denen die Gesetze aufgezeichnet sind. Wir treten, wenn wir uns dem Spiel verschreiben, bald in die Welt der Talismane, der mantischen Orte und Stunden, der kabbalistischen Systeme ein. Und wenn wir uns in diese Labyrinthe wagen, an deren Wände Ziffern und Zeichen leuchten, nähern wir uns mit jeder Windung, mit jedem Irrgang stärkern Trägern magischer Macht. Sie bleiben unsichtbar, doch wirken sie auf unser Denken, auf unsere Tat. Wenn das Verderben weit genug gediehen ist, dann treten sie zu allen Zeiten auch sichtbar auf und wiederholen das ewige Versprechen, daß wir die Welt gewinnen sollen auf Kosten unseres Heils."

Das Schicksal jenes Menschen, über das ich hier berichten will, hat einige gemeinsame Züge mit Orthner, mit jenem Spieler, der den Zufall besiegen und ausschalten wollte und daran zerbrach. Wieweit die therapeutische Begegnung in den Ablauf der Tragödie eingreifen konnte, wieweit andere Momente sie beeinflussen, wird erst die Zukunft weisen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, soll gleich anfangs betont werden, daß es in keiner Weise um eine Darlegung allgemeiner Prinzipien der psychotherapeutischen Behandlung geht, noch soll versucht werden, aus diesem einen Fall theoretische Schlüsse zur Psychogenese der Schizophrenie zu ziehen. Hierfür sei auf die Arbeiten von *Rosen, Benedetti, Sechehaye* usw. verwiesen. Es entspricht vielmehr unserem Bestreben, daß hier einmal über den detaillierten Ablauf einer Behandlung gesprochen werde, um Schritt für Schritt die Entwicklung verfolgen zu können. Dieses Unternehmen ist für den Therapeuten ein Wagnis und erfordert vom Leser Verständnis und Nachsicht. Der Mann, um den es sich dreht, namens Pierre Duperrex, ist heute 55 Jahre alt und Insasse unserer Klinik seit 1935, d. h. seit 20 Jahren. Seine Psychose hat ihren Niederschlag in einer dicken Krankengeschichte gefunden. Ich selbst kenne ihn seit rund zwei Jahren, habe ihn zuerst während eines halben Jahres auf

* Nach einem Vortrag in der schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse.

den Visiten und bei gelegentlichen therapeutischen Gesprächen gesehen, während etwas weniger als einem Jahr täglich 1—3 Stunden lang mit Ausnahme weniger Sonntage und der Ferien, schließlich seit einem halben Jahr wieder 3—4 mal wöchentlich während einer Stunde. Insgesamt kann man sagen, daß die bisherige Psychotherapie etwa 400—450 Stunden umfaßt. Wir stehen also noch mitten drin in einer Entwicklung und eine Katamnese existiert nicht. Im übrigen lassen schon die nackten Zahlen verstehen, daß der Kranke für den Therapeuten etwas geworden ist, das sich mit den geläufigen Begriffen der Übertragung und Gegenübertragung kaum definieren läßt. Wir haben in unserer gegenseitigen Beziehung alle menschlichen Stufen durchlaufen von Kind zu Gegner, Feind, Bruder, Freund usw., um heute in einem Zustand zu münden, der in Worte kaum zu fassen ist.

Doch nun zur eigentlichen Schilderung der Lebensgeschichte: Pierre stammt aus einer einfachen Waadtländerfamilie, ist das älteste von sieben Geschwistern, kam wenige Monate nach der Heirat der Eltern zur Welt, was er später als Makel empfand. Kurze Zeit an der Brust gestillt, wurde er auf Kuhmilch umgestellt, die er aber verweigerte und worauf er mit schweren Durchfällen reagierte. Er war ein empfindsames Kind, ängstlich in der Vorschulzeit, fürchtete sich stark vor Gewittern, vor vermummten Gestalten und wurde in dieser Angst durch den Glauben der Eltern an magische Mächte und abergläubische Dinge bestärkt. In der Schule bildete er sich bald einen wirksamen Panzer aus, wurde der Spaßmacher, der Hanswurst, der alles verulkte und der damit verhinderte, daß man hinter ihm etwas anderes als einen lustigen Gesellen vermutete. Als Ältester mußte er früh kräftig helfen, im Weinberg und beim Holz- und Beerensammeln, während sein jüngerer Bruder, ein Nichtstuer, verwöhnt und in Ruhe gelassen wurde. Seine Schwestern starben, mit Ausnahme einer einzigen, an Säuglingsepidemien. Mit Schaudern erinnert sich Pierre heute noch an die Szene, wie der Vater nach dem Tod des einen Mädchens sagte: „Nun haben wir wenigstens einen Mund weniger zu stopfen."

Die Schule absolvierte Pierre ohne Schwierigkeiten, jedoch scheinen immer deutlicher die Temperamente in der Familie aufeinandergeprallt zu sein. Der Vater, ein eher passiver, etwas eingebildeter und egoistischer Mann, der eine Stelle als Concierge bei der Société d' Electricité bekleidet, die Mutter eine schwatzhafte, aufgeregte, aber intelligente Frau, die wohl ihrem Mann innerlich überlegen war. Oft kam es zwischen den Eltern zu heftigen Auseinandersetzungen, wobei die Mutter in den gröbsten Ausdrücken fluchte. In der letzten Klasse wurde Pierre in die deutsche Schweiz geschickt, wo er es bei einem Bauern recht gut hatte. Aber nach Hause zurückgekehrt, fand er nichts als kalte Ablehnung und die Erwartung, daß er nun sofort sein Brot

verdiene. In der Waschküche trifft er seine Mutter, die ihn anschreit: „Ah! te voilà de nouveau, tu vas nous embêter tout l'hiver, tu n'as qu'à t'en aller!" Daraufhin gibt es nichts anderes als die sofortige Abreise. Mit 16 Jahren, zu Beginn des ersten Weltkrieges, macht sich der Junge auf die Reise nach England, wo er niemanden kennt und wo ihn eine unbekannte Großstadt erwartet. Mit wenigen Franken im Sack beißt er sich durch, wird Liftboy und später Tellerwäscher, bis er es zum Kellner in guten Hotels bringt. In London hat er auch seine ersten sexuellen Abenteuer mit Prostituierten, die ihn aber vorerst eher erschreckten. Der Bericht eines seiner Kameraden, der mit ihm damals die Saisons mitmachte, schildert ihn als eher ungeselligen, scheuen jungen Mann mit finsterem Blick, der sich körperlich schlecht pflegte und für nichts anderes Interesse hatte als für Pferderennen. Damals begann also jene Spielerleidenschaft, das Wetten auf die Pferde, die ihn oftmals das letzte Hemd versetzen ließ. Dabei sei er von einer rührenden Treue und Anständigkeit gewesen, habe seine Arbeit fleißig und genau verrichtet und sei überall geschätzt gewesen. Mit seiner Mutter bleibt er in regem Briefwechsel, beides sind Naturen, welche die Korrespondenz lieben. Leider ist von jenen Briefen nichts erhalten geblieben.

Nach dem Krieg, der ihn unter anderem auch auf einem Kriegsschiff als Untersteward zu Bedienung des damaligen Generals Smuts sieht, geht es Pierre nicht gut. Er nagt am Hungertuch und macht alle schlimmen Erfahrungen des Großstadtpflasters. Einmal ist er so elend dran, daß er sogar einwilligt, mit einem Kameraden einen Einbruch zu verüben. Er steht Schmiere, während der Freund ins Haus eindringt und nicht mehr zurückkehrt. Dieses grauenhafte Erlebnis in der Nebelnacht Londons verfolgt ihn noch heute. 1924 schreibt die Mutter in befehlendem Ton, daß er zurückkehren müsse, sie habe ihn nötig. Er folgt dieser Aufforderung, obschon er schon halbwegs entschlossen ist, nach Kanada weiterzuwandern. Bei seiner Rückkehr in die Schweiz findet er die Mutter seltsam verändert vor. Sie ist unrastig, lacht und schwatzt viel, tyrannisiert die Familie. Er nimmt einige Stellen als Kellner in Montreux an, arbeitet auch auf den Genfersee-Dampfschiffen, aber in den dreißiger Jahren, während der Krise, wird es immer schwerer, Arbeit zu finden. Sein Bruder ist inzwischen nach Frankreich ausgewandert, die einzige lebende Schwester in einem Heim versorgt, der Vater stirbt an einer Tuberkulose, so daß er schließlich einzig mit seiner Mutter bleibt, deren Verhalten immer schwieriger wird. Sein Trost und seine Zuflucht bildet in jenen Jahren der Aufenthalt bei einer väterlichen Tante, deren Mann Pächter auf einem kleinen Gut oberhalb Veveys ist. Hier geht er ganz in der ländlichen Natur auf, hilft bei den Arbeiten, wandert in den Wäldern, sammelt Beeren und handelt mit Narzissen. 1928 muß seine Mutter in

unserer Klinik interniert werden, da sie in zunehmendem Maße einen Liebeswahn auf den ehemaligen Vorgesetzten ihres Mannes, den Direktor der Elektrizitätsgesellschaft, entwickelt hat. Sie hört seine Stimme, die ihr unflätige Zumutungen macht, sie glaubt für ihn bestimmt zu sein, und im übrigen wendet sie sich in heftigen Vorwürfen gegen Pierre, beschuldigt ihn, ihr Unglück heraufbeschworen zu haben, trotzdem er alles in seinen Kräften Stehende tut, um ihr zu helfen.

Während des mehrjährigen Aufenthaltes der Mutter in unserer Klinik wird Pierre selbst immer unsteter und fällt seiner Umgebung durch seine lustlose Verzagtheit auf. Er fühlt sich entwertet, vom Leben enttäuscht, entmutigt durch die vergebliche Stellensuche. Eine Liebschaft, die er während 6 Jahren mit einem Mädchen pflegte, gibt er schließlich auf, in der Erkenntnis, daß er doch nie die nötigen Mittel haben würde, um zu heiraten. Er setzt nun seine ganze geheime Hoffnung auf das Wetten und führt eine lebhafte Korrespondenz mit seinem ehemaligen Bookmaker in London, verfolgt mit fieberhaftem Interesse die Turfresultate in England. Er setzt auf ein Pferd namens „Midday Sun" und verliert den Rest seines Bargeldes. Wie er in jenen Tagen in einer billigen Herberge in Vevey übernachtet, kontrolliert ihn die Polizei, er muß sich ausweisen und man verdächtigt ihn, der Täter eines Mordfalles zu sein. Obschon er seine Unschuld nachweisen kann, gerät sein Gleichgewicht immer stärker ins Wanken; er hat plötzlich eine Vision: wie er auf dem Gut seiner Tante am Brunnen steht, sieht er die heilige Mutter Gottes als jungfräuliche Braut. Nachts erwacht er plötzlich in Todesangst, weil der Brunnen nicht gleichmäßig rauscht, er ist schweißgebadet und bricht erlöst in Tränen aus, wie er wieder das gewohnte Murmeln vernimmt. Dunkle Ahnungen plagen ihn, er sucht nach magischen Formeln, die ihm Kraft geben könnten, er wird einsilbiger und in sich gekehrter, unheimlich für seine Umgebung, bis eines Tages die Psychose ausbricht.

Was hat sich ereignet? Die Polizei wird vom Besitzer des Bahnhofhotels Montreux avisiert, ein Geisteskranker halte sich in seiner Wohnung auf. In der Tat findet der eintreffende Gendarm Pierre völlig nackt im Schlafzimmer der Privatwohnung, lächelnd. Seiner konfusen Rede ist zu entnehmen, daß er „jemanden erwarte, daß er eben ein Bad genommen habe". Man stellt auch fest, daß er vorher im Restaurant ein Essen für zwei bestellt hatte. Man bringt ihn sofort in unsere Klinik, wo er vor der Türe seine Hosen ausziehen will, um, wie er sagt „den fürchterlichen Affront" zu vollziehen. Er wird in eine Zelle gebracht, wo er tobt, dazwischen zwei Flecken an der Wand zeigt, wovon der eine ihn selbst darstelle, „tandis que l'autre, vous ne le connaîtrez jamais". Bringt man ihm zu trinken, so spuckt er es den Pflegern ins Gesicht. Er berichtet über eine Halluzination, welche er vor seinem Eintritt hatte:

eine riesige Schlange erhob sich bis in den Himmel. Er schreit: „amenez-moi une vierge pure, je suis un vrai chrétien".

Damit ist — so können wir heute sagen — eine erste Lebensphase zu Ende, Pierre ist einem immer unerträglicheren Zustand in die Psychose entflohen, das Unzusammenhängende, Ungereimte hat nun seine bestimmte Form in den psychotischen Symptomen gefunden. Wir zählen das Jahr 1935. Wohl gelingt es ihm, nach einigen Monaten wieder etwas aufzutauchen, zu erwachen, er wird im Anstaltsjargon gesprochen „ruhiger", so daß man eine Probeentlassung versucht, aber das ist alles nur Schein, in Wirklichkeit sind die beherrschenden dämonischen Kräfte zu groß. Er ist beeinflußt von demselben Mann, der seine Mutter behexte, er ist andererseits selbst ein Medium, kann hypnotisieren. Daheim steht er herum, dringt dann in die Wohnung des Gutsbesitzers ein und verlangt die Herausgabe des Kindermädchens, „la petite", die für ihn bestimmt sei. Wie man ihn zurückweist, trägt er Mistklumpen ins Zimmer und streut sie auf die Tische. Ähnlich geht es bei einem wenige Monate später erfolgten nochmaligen Entlassungsversuch, er spricht sibyllinisch: „Die Erde ist lauter Elektrizität." Schließlich geht er so weit, zu behaupten, daß er selbst die Elektrizität sei und daß deshalb die Leute vor ihm Angst hätten. Tatsächlich muß er damals mit seinem irren Lachen und seinen verzweifelten Wortspielen auch ihm wohlgesinnte Menschen erschreckt haben, so daß er schließlich als unheilbar in unserer Klinik versorgt wird. Hier geschieht es zu Zeiten, daß er sich seines Zustandes bewußt wird und dann entweder furchtbare Briefe an die Oberbehörde schreibt, gegen seine Einweisung protestierend, oder aber in Erkenntnis seiner hoffnungslosen Lage sich das Leben zu nehmen sucht. Dreimal findet man ihn weinend in einem Klosett mit einem Bettlacken, an dem er sich erhängen will.

Klinisch wird die Diagnose einer paranoiden Schizophrenie gestellt, und Professor *Steck* weist schon damals auf die ausgesprochen starke Mutterfixierung hin. Auffällig ist sein hypomanischer Rededrang zusammen mit einer ausgesprochenen Graphomanie. Der Kranke schreibt unzählige Briefe und Tagebücher, englische Brocken in sein Französisch mischend. Es ergibt sich im ganzen das Bild einer schizophrenen Entwicklung mit einem Vorstadium unheimlicher Entfremdungserlebnisse und mit nachfolgender plötzlicher Überwältigung durch die Psychose, was einem der bekannten Typen *Wyrschs* entspricht.

Wie ist nun das weitere Anstaltsschicksal von Pierre? Nicht nur aus der Krankengeschichte, sondern auch aus den Erzählungen älterer Pfleger und von ihm selbst erfahren wir folgendes: Eingliederung in die Welt draußen, aber auch Selbstzerstörung sind gescheitert. So herrschen nun in ihm unendliche Bitterkeit, Sarkasmus, Hang zum törichten Zerstören, Rachsucht, aber

auch Schweifen in teils selbsterhöhenden, teils selbsterniedrigenden Wahnvorstellungen und Halluzinationen. Pflegerisch wird er immer schwieriger, die Phasen, in denen er geordnet im Hausdienst verwendet werden kann, werden immer kürzer. Die Sprache zerfällt für ihn, er muß zwangsmäßig jedes Wort witzelnd zerlegen und spielerisch zerstörend zu einem neuen Sinn zwingen. Dabei verwendet er Themen, die ihm aus seiner eigenen Lebensgeschichte und aus der aktuellen Zeitungslektüre zuströmen. Sein Name Duperrex heißt vom „Vater her König". Er heißt aber auch Dupe-sur-terre, d. h. „der Betrogene auf der Erde". Salive heißt auf englisch sein Leben, d. h. sein Speichel kann Leben retten. Ein Mitpatient namens Neveu, der gelegentlich stereotype Bewegungen mit dem Kopf macht, meint damit „ne veux—" will nicht. Ein anderer Patient heißt Lenoir, d. h. er ist schwarz vor Sünde. *Klooss* hat in seiner Arbeit über den schizophrenen Witz diese Wortspielereien als die primitivste Form des Witzes überhaupt bezeichnet. Pierre wird solcherart immer mehr zum Clown, zu seiner eigenen Karikatur, der sich selbst verlacht. *Minkowski* hat in seinem Werk über die Schizophrenie zwar die verschiedenen typischen schizophrenen Haltungen beschrieben, diese Form des witzelnden Schizophrenen aber nicht aufgeführt.

Zu Pierres Hauptbeschäftigung gehört nun das Briefeschreiben, in einer kindlichen Schrift mit großen Blockbuchstaben. Im übrigen wird seine Art zu protestieren immer handgreiflicher, er wird ein gefährlicher Kranker, vom Pflegepersonal gefürchtet und von den Mitpatienten gehaßt. Es kommt zu wüsten Szenen, Schlägereien und immer häufigeren Isolierungen. „Le malade se démentifie", wie es in der Krankengeschichte heißt. Wir sind nun im zweiten Weltkrieg, an dem Pierre mit großer innerer Erregung Anteil nimmt. Er ist es, der die Heerführer beeinflußt, er beschließt oder verhindert Bombardemente, seine Existenz verflüchtigt sich ins Universelle, Zeit und Ort werden als Ordnungen aufgehoben. Behandlungsversuche mit Insulin, später Elektroschock und Kardiazol beantwortet er mit wilder Aggressivität, sie bringen nur geringfügige Besserungen mit sich. Zweimal greift er Mitpatienten in gefährlichster Weise an und versucht sie zu kastrieren. Dem einen reißt er dabei ein Stück des Präputiums ab, beim andern kommt es zur Abtrennung des Skrotums. Makabres Detail: allein in seiner Zelle füttert er im Zellenhof eine Katze mit dem Stück Fleisch seines Gegners, das ihm in der Hand geblieben ist. Und nun ist es nahezu so weit, daß Pierre als der schlimmste Patient der chronischen Männerabteilungen gilt. Es gibt Jahre, nach dem Kriege, in denen er seine Zelle nicht mehr verläßt, wie ein Tier lebt, völlig nackt in seiner Zelle sitzt und dahinredet und schreit. Sucht man sich ihm zu nähern, so schlägt er drein, beginnt man eine Behandlung, so schmiert er sich als erste Reaktion das Haar völlig mit Kot ein. Er wird erfinderisch in seinen

regressiven Spielereien mit den Exkrementen, pflastert die Zelle damit aus, wirft den Kot aus dem Fenster usw. Von bärenstarker Gesundheit erträgt er die kalten Winter ohne einen Fetzen Tuch in der Zelle, auf dem nackten Boden schlafend, resistent gegen höchste Dosen von Morphium-Scopolamin und Barbitursäuren. Er *ist* die Elektrizität, der Blitz, welcher zerstört, er ist der berühmte Mörder von Maracon, alle haben Angst vor ihm, und er lacht, lacht mit seinem teuflischen Lachen. Er *ist* der Teufel und muß dafür büßen. Er kann auch nicht mehr wissen, ob er Mann oder Frau ist. Beim Duschen klemmt er den Penis zwischen die Beine, um zu demonstrieren, daß er ein Weib sei.

Diese letzte Schilderung ist in keiner Weise übertrieben. Im Gegenteil, es wäre ein leichtes, die lange Reihe der grauenvollen Einzelheiten seiner Zellenexistenz zu verlängern. Man hatte den Kampf gegen die destruktiven Kräfte aufgegeben, die Abteilungsärzte betraten seine Zelle kaum mehr, hatten Angst, nachdem er auch sie täglich angegriffen hatte. Auch mein erster Eindruck, als ich ihn 1953 erstmals sah, war derjenige des nackten Unbehagens und Abgestoßenseins.

Wenn es schon schwierig war, das Schicksal Pierres bis zu diesem Zeitpunkt in gedrängter Form zu schildern, so wird es für die dritte Phase, wenn wir sie so nennen wollen, nämlich diejenige der therapeutischen Arbeit bis zum heutigen Tage, noch verwickelter. Einen Punkt herausgreifend, kann man nachträglich sagen: die wilde Aggressivität, der stete aktive Protest des Kranken, die ungeheuerliche wahnhafte Produktivität, waren sicherlich nicht einfach Ausdruck seiner konstitutionell verankerten hyperthymen Erregbarkeit. Es war vielmehr das Zeichen eines immer noch lebendigen Kampfes, einer ungebrochenen Vitalität, die sich freilich ganz im negativen Sinn auswirkte. Seine Bestialität, seine Nacktheit forderten vom Gegenüber immer wieder eine Antwort, eine Stellungnahme. Und wir kennen diese Stellungnahme: es war wiederum Haß, Angst und Verdammung. Damit gab man ihm den schlagenden Beweis in die Hand. Die Furcht der Pfleger zeigte ihm seine teuflische Gefährlichkeit, sie untermauerte das Bewußtsein seiner verderberischen Dämonie. Hier galt es also vorerst mit ganz einfachen, primitiven Mitteln einzugreifen. Nachdem ein nochmaliger Elektroschock-Blockversuch damit geendet hatte, daß der Patient, in Urin und Kot badend, Tag und Nacht tobte, das Bett, das man ihm gab, mit gewaltiger Kraft demontierte, als das Personal einer Auflehnung, der Abteilungspfleger einer Depression nahe waren, versuchte ich folgendes: Ich ging zu Pierre, hielt ihn, der mir einen Fausthieb versetzen wollte, am Boden fest, kniete auf ihn und schrie ihn eine halbe Stunde lang an. Ich sagte ihm: „Du willst mich töten, du meinst einen Teufel in dir zu haben. Das ist mir gleich. Du wirst mir nichts tun

können, ich halte dich fest, ich strafe dich nicht, ich mache mir nichts aus dieser Verrücktheit in dir." Er heult darauf: „Ich bin Moskau, ich bin der Hammer, ich werde Sie zerschmettern, passen Sie nur auf." Ich wiederhole immer wieder, daß er mir trotzdem nichts antun könne. Dann gehe ich hinaus, hole eine Orange, die er nicht annimmt, aber auch nicht zurückweist, lege sie neben ihn auf den Boden und beende damit die erste therapeutische Sitzung. Und was geschieht nun? Pierre ist in der Nacht ruhig, nachdem er vorher aus dem Kübel seinen Urin getrunken hatte, nimmt er nun Tee an, er schläft, verstummt. Bei meinen Besuchen in den folgenden Tagen ist er still, sagt nichts, hört aber auf das, was man ihm sagt. Nach wenigen Tagen nehme ich ihn in mein Bureau, mache einen kleinen Spaziergang mit ihm. Wir sind beide erschüttert, er weint beim Anblick der grünen Bäume, die er lange nicht mehr gesehen hatte. In knappen Zügen erzählt er mir sein Leben, berichtet, daß „die Stimmen" zu einer so schrecklichen Realität geworden seien, daß er ihnen folgen mußte, daß er jetzt gar nicht mehr verstehe, wie alles gekommen sei. Er bittet mich, im Haus bleiben zu dürfen, er wolle gern kleine Arbeiten verrichten, in der Küche helfen usw. Plötzlich bin ich also in der Gegenwart eines geordneten, wenn auch schwachen Menschen, ja eines Kindes, der nun eine rührende Anhänglichkeit zeigt.

Ich bin mir wohl bewußt, daß diese erste therapeutische Begegnung sich keineswegs prinzipiell von dem unterscheidet, was alle Anstaltspsychiater schon oft beobachtet haben: eine vorübergehende spontane Aufhellung eines chronischen Schizophrenen durch eine körperliche oder psychologische Umstellung. Es wäre auch völlig irrig, aus diesem einzelnen Geschehnis weitgreifende Schlüsse zu ziehen. Zwar geht es Pierre in all den folgenden Monaten nun gut, er erhält ein kleines möbliertes Zimmer, klebt am Morgen Papiersäcke und geht nachmittags allein in den Wald, um Brombeeren zu sammeln, die er kiloweise an meine Familie und die anderen Ärzte verteilt. Aber eben: seine Wortspiele und sein irres Lachen sind unverändert. Die Ironie ist nach wie vor sein Lebenselement, die ätzende Zerstörung aller Werte geht weiter. Ich dringe in ihn: „Hör auf, dich selbst zu verspotten. Ich dulde nicht, daß das Kind in dir, das ich liebe, verspottet und verletzt wird. Wach auf!" Einen Augenblick hält er inne, wird ernst und sagt: „Das kann ich nicht. Wenn ich aufwache, bin ich ja tot." Nicht, daß es keine Zukunft für ihn gäbe. Aber sie ist erstarrt. Er will sie bannen, er ist immer noch der Spieler, der setzt und ein Datum bestimmt, bis zu welchem er gewinnen muß. Er lebt weiter in einer magischen Welt, seine Augen haben zaubrische Kräfte, er kann andere mit ihnen beeinflussen und bannen. Auch in die Sonne kann er blicken, ohne geblendet zu werden, eine alte schizophrene Wahnvorstellung, über die schon *E. Bleuler* geschrieben hat; wie wir ja überhaupt

von der Bedeutung des Auges beim Schizophrenen allerhand wissen, das aber hier nicht ausgeführt werden kann.

Somit ist also eine stationäre Besserung erreicht, aber die eigentliche therapeutische Auseinandersetzung nur aufgeschoben.

Folgendes Ereignis zwingt nun wiederum zum aktiven Eingreifen: Während meiner Abwesenheit im Militärdienst erklärt Pierre plötzlich, er möchte mit Jacqueline, einer jungen Hausgehilfin, in den Wald gehen, dort sich nackt ausziehen, und beide würden dann nackt unter der Hochspannungsleitung durchgehen. Wie man ihm dies verweigert, gerät er in höchste Aufregung und schreit: „Ah! Sie wollen also, daß ich sie mit dem Messer zerfetze und umbringe, Sie wollen, daß ich ein Mörder sei?" Folge: Pierre muß auf der Abteilung bleiben. Nun legt er sich nackt ins Bett, droht dem Direktor mit Mord, ißt mit den Händen und uriniert in den Teller. Sofort nach meiner Rückkehr suche ich ihn auf und sage ihm: „Du hälst dich für die Elektrizität und deshalb für gefährlich. Du wolltest dich von deiner nackten Unschuld überzeugen, du versuchtest, mit einer Jungfrau deine Reinheit zu beweisen, wie du es schon vor 18 Jahren bei der Einweisung tun wolltest." Pierre nimmt zwar die Deutung an, aber das Unglück ist geschehen, man hat einen Selbstheilversuch vereitelt, er traut sich weniger denn je. Nackt bleibt er im Bett, sich so in seiner Kindlichkeit offenbarend, seine Unschuld demonstrierend und zugleich als Frage an die Welt der andern stellend. Also muß ich ihn vorerst als Säugling annehmen und ernst nehmen. Ich gebe ihm täglich das Essen mit dem Löffel ein und zeige ihm, daß ich ihn so akzeptiere, wie er ist. Aber erst nach Wochen, erst nachdem ich ihm seine Bitte gewährt habe, in meiner Wohnung zu baden, erst wie er mit meinen Kindern spielen kann, knüpft sich der zerrissene Faden langsam wieder an, der ihn mit der realen Welt verbindet.

Es taucht nun immer mehr die Problematik seiner Frau- und Mutterbeziehung, seiner eigenen Geschlechlichkeit auf. Er will mit meiner Frau oder mit einer Mme P., einer ehemaligen Sekretärin, die er seit Jahren nie mehr gesehen, deren Stimme er aber hört, in meinem Bureau, vor meinen Augen Geschlechtsverkehr haben. Er strebt also nach Liebe und Triebbefriedigung ohne Schuld, er will die Gewißheit, daß seine ganze Sexualität von mir sanktioniert und geduldet wird. Ich sage ihm: „Deine Sexualität war bisher für dich nur eine Schweinerei, deren du dich zu entledigen suchtest. Wie kannst du wissen, was eine wirkliche Liebe ist, wenn du sie nie empfangen hast?" Aber die Angst, das Andenken seiner Mutter zu besudeln, sie anzuklagen und damit schuldig zu werden, ist noch zu groß. Er will nicht wahrhaben, daß seine Mutter keine Liebe für ihn hatte, solange er sich unter dem Gesetz des Talion fühlt, solange er mir ins Gesicht schreien muß: „Ehre Vater und

Mutter." Erst wie ich ihm erkläre, daß er seine Mutter dann lieben könne, wenn er sie richtig und unverzerrt sehe, bricht plötzlich sein Haß durch, er erzählt von den Szenen zu Hause, und in seinen Wortspielen taucht es auf: „la mère = amère". Oder er zerlegt ihren Namen wie folgt: Al - iced - uper - rex = Die, über welcher alles eisig war. Es tauchen auch Träume auf, welche diese Situation illustrieren, z. B. folgende: „Ich werde von meinen Eltern in einen Weinberg geschickt zum Arbeiten. Ich habe aber weder Schuhe noch Strümpfe an. Ich denke: so also läßt man mich ziehen." Oder ein anderer: „Meine Mutter schickt mich Beeren suchen. Es ist Winter und die Landschaft ist mit Schnee bedeckt. Vielleicht, daß ich unter einer Tanne doch noch welche finde, denke ich, und steige immer höher am Berg. Aber alles ist kalt und eisig und ich finde nichts." Hier hake ich ein, äußere meinen Abscheu über ein so unmenschliches, unmütterliches Verhalten, erreiche aber vorerst nur, daß der Kranke nun um so mehr seine eigene Verworfenheit betonen muß. Er ist „une canaille, un salaud, un enculeur", er ist ein Mörder und Bandit. Was nützt es, daß ich ihm darauf hundertmal entgegne, ich hätte ihn trotzdem lieb, ich ließe ihn nicht im Stich; Pierre kann meinen Worten nicht glauben, er braucht Beweise. Und diesen Beweis erhält er, wie er eines Abends von mir verlangt, daß ich einen Drohbrief an den König von England abschicke. Ich weise das entrüstet zurück, zerreiße den Brief und sage ihm, daß sein Anliegen nicht den König von England angehe, sondern mich. Es kommt zu einem Handgemenge, in dem der Kranke zwar brüllend mich der Untreue anklagt, aber körperlich eine relative Passivität zeigt. Erst nachdem ich sein Geifern während drei Stunden lang ausgehalten habe, sinkt er plötzlich weinend zusammen, stammelt, daß ich ihm leid tue, und nimmt dann friedlich eine Tasse Tee von mir an.

Trotz dieser überraschenden Wendung mit dem dramatischen Finale war ich enttäuscht. Ich hatte nämlich gehofft und erwartet, Pierre werde seine ganze zerstörerische Aggressivität, die er als einen ungeheuren Moloch in sich spürte, der keine Grenzen gesetzt und vor der niemand auf der Welt sicher war, austragen und im Kampf mit mir sich von deren Ungefährlichkeit überzeugen können. Dies war aber nicht geschehen. Trotz den dunklen Drohungen, daß sein Magnetismus mich töten werde, daß man mich in der Nacht von hundert Bajonettstichen niedergemetzelt finden würde, wehrte sich Pierre immer noch verzweifelt dagegen, daß er selbst, seine eigene Persönlichkeit hinter diesen Impulsen stehen könnte. Mitten im wildesten Aufruhr schrie er mir immer wieder zu: „Das bin nicht ich, das ist der Teufel in mir, der Schlächter, der Soldat, der Schatten", ja er sprach wörtlich von drei Personen, die sich in seinem Innern befänden. Ich fand bei dieser Gelegenheit eine Erfahrung bestätigt: daß es nämlich sinnlos ist, den Kranken zu einer

körperlichen Auseinandersetzung provozieren zu wollen, wenn er nicht irgendwo schon die leise Gewißheit hat, daß es eine heile Welt gibt. Mich mit letztem körperlichem Einsatz anzugreifen, hätte für Pierre in jenem Moment die absolute Zerstörung all dessen bedeutet, was ihn noch am Leben hielt.

Immerhin ein Gutes hat diese Auseinandersetzung doch gehabt. Pierre lebt zwar immer noch in seiner Wahnwelt, redet in Wortspielen, aber er fängt nun ernsthaft an, sich mit der Möglichkeit einer Heilung auseinanderzusetzen. Auf der Abteilung ist er ruhig und arbeitet. Wenn er neben mir auf dem Kanapee sitzt, kann er plötzlich in tiefster Verzweiflung aufseufzen und sagen: „Was wollen Sie denn eigentlich von mir, wie soll das alles noch kommen, ich werde ja doch nie die Klinik verlassen können, was soll ich denn in der Welt draußen tun, ich habe kein eigenes Kleid, keinen Rappen Geld." Daß dies ein ernstes Problem ist, leuchtet ein, denn wie soll ein 55jähriger Mann, der zwanzig Jahre seines Lebens im Irrenhaus verbracht hat, den Weg wieder zurückfinden. Hier wiederum ist es wichtig, den Kranken ganz ernst zu nehmen in seiner Not. Ich erkläre ihm, daß ich zwar keinen bestimmten Plan habe, daß ich aber mein möglichstes dransetzen werde, daß er überhaupt einmal ohne Angst leben könne. Es sei genug zu essen da, er werde nie mehr Hunger leiden müssen. Ich werde nie mehr gestatten, daß man ihn von der Türe jage wie einen Hund; wenn es sein müsse, werde ich die Verantwortung für seinen Unterhalt zeitlebens übernehmen. Damals hatte Pierre folgenden Traum: „Ich ging auf einer Wiese im Winter, oberhalb Vevey, und plötzlich an einem Waldrand stand ich mitten in einer blühenden Blumenmatte." Ich bestätigte ihm seine Meinung, daß dies ein gutes Omen und ein Fortschritt sei. Aber wie sehr täuschte ich mich, wenn ich glaubte, nun sei eine Zeit der geruhsameren Arbeit ausgebrochen. Es ist ja auch klar: jeder kleine Fortschritt, jede Lockerung der inneren Spannung öffnet dem Kranken die Augen für das Gräßliche seiner Situation und weckt in ihm um so größere Zweifel an dem guten Ausgang. So war es auch hier. Pierre machte Andeutungen über seine geistigen Verbrechen, er beharrte darauf, der Mörder zweier Mädchen zu sein. Er sei die Elektrizität, die man in der Zelle „isoliert" habe. Er habe 60 000 Volt, die jeden sofort töten könnten. Es nützt nichts, daß ich ihn berühre, in die Arme nehme, ihm immer wieder zu beweisen suche, daß er mir nichts tun könne mit seiner Elektrizität, daß ich selbst diese Elektrizität auch kenne. Nein, daß diese Elektrizität ungefährlich sei, kann er nicht glauben, denn warum hätte man ihn sonst während Jahren isoliert?

Immer größer wird seine Angst, er erfindet magische Schutzmaßnahmen gegen seine teuflischen Kräfte, liest viel in der Bibel, bleibt nackt im Bett.

Parallel dazu beklagt er sich, daß die Pfleger „etwas gegen ihn haben", daß sie ihn quälen wollen und etwas im Schilde führen. Ich sage ihm: „Du lügst, du selbst willst sie strafen, willst dich rächen, du selbst hast sadistische Phantasien." Und nun bricht tatsächlich eine ganze Flut von Haß hervor, stundenlang kann er von dem erlittenen Unrecht, den Strafmaßnahmen, die man traf, erzählen, kann Szenen der Brutalität, die er durch Pfleger erlitt, dramatisch schildern. Zuerst versuche ich, diese Vergangenheit als hinter uns liegend abzutun. Ich sage ihm, daß er durch ein Purgatorium gehen mußte, um sich selbst zu finden. Aber das sind leere Worte. Wie sein Zustand immer schlimmer wird, finde ich endlich die richtige Lösung: wie er einmal brüllend seine Peiniger verflucht, wie er droht, sich zu rächen und es ihnen heimzuzahlen, sage ich: „Jawohl, du hast recht, man *hat* entsetzliches Unrecht an Dir begangen. Im Namen der ganzen Klinik bitte ich Dich um Verzeihung dafür." Und dies wirkt zu meinem eigenen Erstaunen. Pierre ist nicht mehr allein in seinem Haß und in den dadurch hervorgerufenen Schuldgefühlen, wir sind zu zweit, und zu zweit kann er die Spannung besser ertragen. Er steht wieder auf, kommt in meine Wohnung, spielt mit meinen Kindern. Und es gibt nichts Rührenderes zu sehen als das Spiel Pierres mit den Kleinen. Was oft meine Worte, meine Haltung nicht vermögen,, das vermag der Kontakt mit ihnen: ihm die Gewißheit geben, daß etwas anderes als die zerstörerische Elektrizität in ihm lebt, ja daß er selbst ein Kind unter Kindern sein kann.

Aber die Wortspielerei bleibt. Und diese Wortspielerei hat das Merkwürdige, daß sie Bilder und Zusammenhänge formt, die einerseits schlagend seine innere Situation beleuchten, andererseits wiederum jede echte sprachliche Kommunikation zerstören und karikieren. Pierre will er nicht heißen, er ist doch kein Stein. „Ah! Sie wollen, daß ich hart sei wie ein Kiesel", ruft er mir zu, wenn ich ihn bei seinem Vornamen nenne. Nein, er nennt sich jetzt Gens-Pierre, und zwar nicht im Sinn von Hanspeter, sondern Gens = Leute. Er möchte also sein wie die Leute und nicht wie ein Stein. Andererseits ist er aber auch St. Pierre. Petrus deshalb, weil es heißt, daß Simon Petrus Sohn des Jonas war. Jona war von Gott beauftragt, gegen Ninive zu schreiten. Ninive ist seine Mutter und Jona war sein Vater. Aber er hat nichts getan gegen die Mutter, hat sich nicht für seinen Sohn gewehrt. Manchmal ist er selbst Christus, manchmal bin ich es oder meine Frau. Er ist aber öfters auch der englische Kronprinz. Er ist in Cery eingesperrt, weil er mit dem Pferd Midday Sun verloren hat und also jetzt im Schatten sein muß. Seine Wortspiele bezeichnet er selbst als Symbole und sucht mich mit dieser Auffassung zu trösten, wenn er sieht, daß sie mich stören. Sie sind aber auch ein Machtmittel in seiner Hand, die andern zu quälen. Es ist seine Rache und sein Be-

weis dafür, daß alle Bemühungen, ihm helfen zu wollen, vergeblich sind. „Je vous emmerde avec mes jeux de mots", grinst er triumphierend. Er tut also mit Worten das, was er auch in Wirklichkeit mit seinen Exkrementen getan hat. Er verhöhnt die Welt, er rächt sich durch das „emmerder", durch seinen Kot, der für ihn der Inbegriff des Amoralisch-Ekelhaften ist. Die Sprache, die für ihn ihres Sinnes, ihrer warmen kommunikationsbildenden Fähigkeit verlustig gegangen ist, ist zum Dreck geworden. Nicht auf der verbalen Ebene, sondern auf der praeverbalen Stufe muß das Entscheidende geschehen, das ihm helfen soll.

Eine Begebenheit führt nun hier weiter: Pierre beschäftigt sich in seinen Phantasien immer wieder mit dem Problem der Frau, der Mutter. Das Beängstigende seiner Triebwünsche meiner eigenen Frau gegenüber, die er in drastischer und obszöner Form geäußert hatte, seine phantastischen Schwelgereien, wie er neun Stunden lang bei ihr liegen wolle (zu beachten die Zahl neun = 9 Monate bis zur Wiedergeburt), hatten schlagartig ihre Lösung gefunden, als ich mit ihm in ihrer Gegenwart darüber sprach, und sie ihm sagte, sie könne ihn gern haben auch ohne konkrete sexuelle Handlung. Er dürfe sich aber getrost diese Phantasien erlauben. Eindrücklich war darauf ein Traum, in welchem er neben ihr auf einem Sofa saß, sich sachte an sie lehnte und ihr übers Haar strich, das einen feinen Duft von Parfum ausströmte. Wie wenig kannte er sich also selbst, wenn er glaubte, seine einzige Möglichkeit der bewußten Beziehung zur Frau sei diejenige des brutalen, sexuellen Aktes. Wie deutlich erwies sich im Traum seine Fähigkeit des andersartigen liebenden Beisammenseins. Doch wenn nun in bezug auf diese eine Frau das Problem gelöst war, so blieb es doch für die übrige Welt immer noch brennend. Er kehrte in seinen Phantasien zurück zu Mme P., schrieb ihr und forderte, daß sie komme, um in seinem Zimmer mit ihm zu leben. Er setzte ihr ein letztes Datum als Ultimatum fest, ansonst seine magnetische Kraft bewirken werde, daß sie nicht mehr essen und trinken könne. Welche Enttäuschung, als sie nicht kam. In der Woche nach dem festgesetzten Datum meldete mir der Abteilungspfleger, daß Pierre heimlich kleine Papierfetzen aus dem Fenster werfe. Wir untersuchten die Sache und fanden, daß sie Kotstücke enthielten. Verlegen erklärte er, zur Rede gestellt, daß die Geliebte nicht komme, weil sich „une merde" in der Klinik befinde, und diese „merde" sei er selbst. So wollte er also sein Zimmer und sich selbst reinigen, um damit die Ankunft der Geliebten, die Erlösung zu erzwingen. Ich versuchte zweierlei. Einerseits sagte ich ihm: „Du meinst, du seist Kot und damit dreckig und verworfen. Weißt du nicht, daß ich den Kot sehr gern habe, den mir mein Kind schenkt. Ich will, daß du mir auch etwas davon gibst." In meinem Bureau ließ ich ihn dann defäzieren, wickelte das Ganze in ein Stück

Papier und bewahrte es vor seinen Augen als etwas Kostbares auf. Nie mehr hat er seither geschmiert oder sich seines Kotes als etwas Unanständiges zu entledigen gesucht, dagegen gab er mir einen Hinweis für diese Einstellung in die Hand mit folgender Erzählung: Als er fünfjährig war, hatte er gelegentlich Durchfall und schmierte in seine Hosen. Die Mutter war jeweils aufs höchste entsetzt und strafte ihn damit, daß sie ihm einen Mädchenrock anzog und sagte, dann müsse er ein Mädchen sein. Frau-sein als Strafe, diese Strafe, die er sich selbst später in der Zelle immer wieder auferlegte. Meine zweite Intervention dagegen mißlang. Ich versuchte nämlich, diese Wahngeliebte zu bewegen, den Kranken zu besuchen. Hier scheiterte ich jedoch an den äußeren Umständen. Sie hatte Angst zu kommen und fürchtete sich vor ihm. Ich hätte es besser wissen sollen. Hatte mir Pierre nicht selbst gesagt, daß diese Frau, seine Wahngeliebte, vor ihm Angst gehabt, daß er die Angst aus ihren Augen gelesen hatte. Daher also war seine Wahl auf sie gefallen: hätte sie ihn angenommen, so wäre endlich seine Unschuld, seine Reinheit bewiesen worden.

Immer wieder machte ich die Erfahrung, daß die verbale Deutung, das bewußte Wissen um die Zusammenhänge nicht genügt, um den Konflikt aus der Welt zu schaffen. Es bedurfte der Ansprechung durch das Symbol, im Symbol selbst. Eine kleine Begebenheit mag dies erläutern. Pierre sprach viel von seiner alten Heimat und erging sich in dunklen Vermutungen, daß seine Elektrizität auch dort Verwüstungen angerichtet habe. Außerdem wollte er mir „etwas zeigen". Auf sein dringendes Bitten hin fuhr ich am gleichen Tag mit ihm hinauf, und er führte mich durch den tiefen Schnee auf kleinen Pfaden zum Haus. Dort, im Anblick des Gutes setzte er sich auf eine Bank und weinte laut und lange vor schmerzlicher Rührung über das Wiedersehen und die Unversehrtheit. Alles war so geblieben, wie er es 20 Jahre vorher verlassen hatte. Als wir um die Scheune bogen, ließ er diskret ein kleines Päckchen fallen. Es enthielt etwas Kot, und strahlend erklärte er mir, das sei sein Geheimnis. Er hatte also, wie es die Tiere tun, seinen freundschaftlichen Gruß, seine Markierung der Heimat abgegeben. Dann führte er mich auf eine abgelegene Waldlichtung, welche heißt „cul-clos", also abgeschlossenes Hinterteil. Hier wurde er feierlich, bat mich, ihm die Hand zu geben und sagte: „Nun ist es hier im Cul-clos besiegelt: es wird nie zu einem homosexuellen Akt zwischen uns kommen. Nun habe ich nichts zu fürchten." Er brauchte also diese magische Verschwörung, um sich und mich gegen die Gefahr seiner homosexuellen Tendenzen zu sichern. Es war wohl richtig, daß ich damals mit ungespieltem innerem Ernst mitmachte. Wohl hatten wir schon lange das Problem der Homosexualität durchgesprochen im Zusammenhang mit seinen Anklagen, er sei ein Päderast. Aber erst der feierliche

Akt am Ort des Cul-clos konnte ihm die kräftige Gewißheit der tatsächlichen Erledigung geben.

Doch nun weiter. Je mehr sich Pierre der Möglichkeit näherte, das Verschüttete in sich zu finden, die angeblich unvereinbaren Gegensätze auszutragen, je stärker die Gewißheit wurde, daß es eine Rückkehr in die Realität gab, desto größer wurde seine Angst und Unsicherheit. In nahezu stereotyper Folge traten Träume auf wie dieser: „Ich soll in die Schule gehen, aber es ist schon spät. Die Glocke hat schon geschlagen, ich beeile mich, springe die Treppe hinauf, aber die Türe ist geschlossen. Wie ich klopfe und man öffnet, wache ich auf." Oder: „Ich muß bei einem Diner der Königin von England servieren. Ich mache mich bereit, aber komme zu spät zur Stelle." Oder: „Ihre Frau und Sie sind Gäste in einem Hotel. Ich soll Tee bringen, das Tablett ist aber auf einem hohen Schrank, ich kann es nicht erreichen. Die Zeit verrinnt, qualvoll, ich weiß, daß Sie warten, und ich kann das Tablett nicht erreichen."

So bleibt ihm denn in seinem Wachzustand nichts anderes übrig, als wiederum mit Spott und Hohn seine Angst und Schwäche zu übertönen. Aber es ist nicht mehr der Leerlauf der Wortspielereien, nicht mehr das sinnlos irre Lachen, mit denen er seine Reden begleitet. Eine neue Art von Lebhaftigkeit, von Spannung ist da. Das Ziel ist näher gerückt, aber die Schwierigkeiten um so größer. Damit auch die Gefahr, loszulassen, immer wieder mir zu predigen: „Lassen Sie mich doch sein, lassen Sie mich in der Klinik, ich bin und bleibe doch verrückt." Kann ich ihn davon überzeugen, daß das Leben lebenswert, daß er selbst lebensfähig ist? Ist er es nur auf dem Weg einer direkten persönlichen Verkörperung jener hemmenden destruktiven Kräfte? Und ohne daß ich etwas dazu tun muß, nehme ich langsam einen andern Platz in seinem Leben ein als bisher. Ich werde der Feind, das Böse, das Zerstörende. Mit perfider Präzision greift er jenen Punkt auf, wo ich machtlos bin: die geliebte Madame P. Ich bin es, der sie hindert zu kommen, ich selbst will sie haben, Orgien mit ihr feiern. Ich bin der Vater, der ihm die Mutter vorenthält. Ich bin aber auch die böse Mutter, die ihn an sich fesselt, ohne ihm Liebe, Nahrung und Freiheit zu geben. Er setzt mir Fristen bis zu diesem und jenem Tag. Ich bin sein realer, konkreter Gegner geworden und damit auch nicht mehr mit Spott und Zynismus zu bewältigen. Er beschimpft, verflucht mich, in seinem Haß ist er nun endlich ganz und ungeteilt. Es kommt zu heftigen und nicht ungefährlichen körperlichen Auseinandersetzungen, er zertrümmert Mobiliar in meinem Bureau. Immerhin ist es so, daß am Ende jeder Sitzung Pierre beruhigt und glücklich sich überzeugen kann, daß die Welt, unser „wir", trotz seinem Wüten unversehrt geblieben ist. Aber der Tag hat 24 Stunden, und ich kann ihn ja nur während 2—3 Stunden sehen,

ich habe meine andern Aufgaben, und wie groß die Not ist, zeigen seine immer wiederkehrenden Ausrufe: „Wenn Sie da sind, weiß ich, daß der Teufel in mir nicht unbesiegbar ist. Aber Sie sind ja nicht immer da, Sie gehen ja wieder weg!“

Die Schwierigkeiten häufen sich. So z. B. will Pierre nun den Auseinandersetzungen entfliehen, er hält es nicht aus, mich angreifen zu müssen. Ich muß den schlagenden, beißenden Mann mit ziemlicher Mühe ins Bureau zurückschleppen und tragen, aus dem er fortrennen will. Er wendet Listen an. Er verbarrikadiert sich in seinem eigenen Zimmer, in seinem Bett, wohl wissend, daß ich mit Rücksicht auf die andern Patienten, die nur durch eine dünne Türe getrennt neben ihm arbeiten, keine lauten Szenen provozieren darf. Er spielt nun den Verrückten, um mich loszuwerden, um der Entscheidung auszuweichen, zu der ihn mein Verhalten zwingt. Die Situation auf der Abteilung wird immer kritischer, das Pflegepersonal hat Mühe, meine Haltung zu verstehen, besonders nachdem Pierre einmal mit einem wuchtigen Faustschlag ins Gesicht mich zum Taumeln gebracht hatte. Und noch etwas erschwert die Arbeit: ich muß Pierre sagen, daß ich bald für einige Wochen in die Ferien gehen werde, und daß er sich also allein durchschlagen müsse. Seine Antwort: „Lügen Sie nicht, Sie werden überhaupt nicht mehr zurückkommen.“

Ich will gern gestehen, daß diese Tage für mich eine schwere Belastung sind, in denen sich der Zweifel einnistet, ob ich überhaupt richtig handle. Immer wieder aber wird meine Überzeugung, auf dem richtigen Weg zu sein, durch kleine Lichtblicke gestärkt. So geht z. B. kaum eine therapeutische Sitzung vorbei, in der Pierre nicht am Schluß beruhigt und gelöst mir die Hand zum Abschied geben kann, mit der bittenden Frage, wann ich wiederkomme. Oder es kann geschehen, daß er mir am Abend droht, diese Nacht werde er mir den Garaus machen, man werde mich in meinem Blut liegend finden, um dann am Morgen ungläubig staunend und froh mein Wiederauftauchen zu begrüßen.

Heute weiß ich, daß damals Fehler begangen wurden, die Pierres Leiden verlängerten. So bin ich sicher, daß ich ihn mit brutaler Gewalt hätte hindern müssen, sich der Auseinandersetzung an dem von mir bestimmten Ort zu entziehen. Ich hätte ihn mit Hilfe von Pflegern anziehen und in mein Bureau tragen lassen sollen. Ich hätte ihn aber auch aus der Umgebung der ruhigen Pflegeabteilung herausnehmen müssen, in der er sich in seinem inneren Tumult als Fremdkörper vorkam, und hätte das Risiko auf mich nehmen müssen, durch die Versetzung in eine Zelle den alten Zirkulus vitiosus von Schuld und Strafe heraufzubeschwören. Ich hätte seinem Alleinsein noch wirksamer begegnen sollen, jenem Alleinsein in der Welt, das sich eindrücklich in Träu-

men äußerte, wie dem folgenden: „Ich gehe auf einer hohen Mauer entlang, links und rechts sind Abgründe, ich muß meine Schritte vorsichtig setzen, ja sogar auf allen vieren kriechen, um nicht herunterzufallen."
Was ich von ihm verlangte, war unerfüllbar. Er sollte den Teufel in sich bestehen, ausleben und ertragen, und andererseits doch ein privilegierter Patient, auf einer ruhigen Abteilung, unter geordneten Kranken, sein. Diese klaffenden Gegensätze sind unüberbrückbar und verstärken nur die Schuldgefühle. Da sie unaussprechlich sind, muß er wiederum die Lösung im außersprachlichen Bereich suchen: als Pfand seiner Liebe schenkt er mir zwischen heftigen Angriffen Brot und Käse, das er sich vom Munde abgespart hat. So dramatisch und ungestüm auch die äußere Entwicklung damals ist, so nahe sind wir doch dem Ziel. Pierre weiß das sehr genau, wenn er mir sagt: „Ich bin der Wahrheit auf einen Zentimeter nahegerückt, aber ich fürchte, daß ich diesen einen Zentimeter nie werde bewältigen können." So wie ich Pierre kenne, fühle auch ich, daß es im Grunde eines geringen plötzlichen Umschlages bedürfe, um das Gebäude seiner Selbstverzerrung, das in seinem Fundament erschüttert ist, zum Einsturz zu bringen. Sein Aufgewühltsein ist nicht mehr dasjenige der früheren Jahre, es ist, wenn man so sagen darf, eine Krise, welche die Möglichkeit der Heilung in sich schließt.
Die Ereignisse gehen nun ohne mich weiter. Ich reise ab, verspreche Pierre zu schreiben und hoffe, daß es bis zu meiner Rückkehr nicht zu einem völligen Versiegen der positiven Kräfte kommen werde. Nun wird aber in meiner Abwesenheit Pierre immer ängstlicher, und damit immer provozierender für seine Umgebung, so daß er für die Abteilung unerträglich wird. Man versetzt ihn in den unruhigen Wachsaal und beschließt, eine Largactilkur zu beginnen. Aber noch vor der ersten Injektion, ja schon im Moment des Aufbruchs aus seinem Zimmer, ist er wie verwandelt. Das kräftige Zupacken, das resolute Eingreifen, hat ihm selbst eine Entscheidung abgenommen. Er ist still und in sich selbst gekehrt, entschuldigt sich höflich beim Personal. Ganz klar und bestimmt erläutert er, daß er es unter den andern Kranken nicht aushielt, sich verachtet vorkam wegen seiner lauten Querulierererei. Seine Sorge ist nun meine Rückkehr.
Als wir uns wiedersehen, ist er völlig geordnet, ruhig, aber von gedrückter, wortkarger Art. Er kann nicht glauben, daß ich nach all dem Vorgefallenen noch etwas von ihm wissen will. Wie er aber erlebt, daß meine Haltung sich nicht geändert hat, gewinnt er Vertrauen, ist glücklich und blüht langsam auf. Er hat den Zentimeter überschritten, er staunt selbst über seine Wandlung. „Je n'ai jamais été ce que je suis maintenant." Die grellen Gegensätze sind erloschen, er ist nicht mehr der Spielball der Extreme, gut oder böse, Christus oder der Teufel, weiß oder schwarz, Licht oder Schatten. Er kann

nun auch gelassen über seine Mutter sprechen, mit einer echten, natürlichen Nachsicht, und beginnt, sich realistisch zurechtzulegen, was für schwere Erlebnisse sie zu ihrer unmenschlichen Haltung gezwungen haben. Ein falscher psychotherapeutischer Ehrgeiz hätte mich damals verleiten können, die kaum begonnene Largactilkur abzubrechen. Ich tat es nicht, aus dem Empfinden heraus, daß Pierre nicht zum test-case für eine Methode werden soll, sondern daß auch im Rahmen einer Psychotherapie jedes Mittel, sofern es unterstützend wirken kann, seinen Platz haben kann. Er erhält nun während einiger Monate mäßige Dosen von Largactil. Seit jenem dramatischen Umschlag ist nun ein Jahr verflossen. Pierre hat kein einziges Mal mehr eine wahnhafte Idee geäußert, die Wortspiele sind vollkommen verschwunden.

Die Hauptsache bildete nun bald die soziale Eingliederung Pierres. Wir geben ihm den Posten eines Hausburschen, den er mit großem Fleiß und Zuverlässigkeit versieht. Seine Zukunftspläne sind realistisch, er vertraut auf seine Fähigkeiten. Schließlich finden wir ihm eine Stelle in einer Hundezucht, wo er bei der Pflege der Tiere mithilft. Er, der bisher das Leben eines Hundes führte, kann nun selbst diesen Tieren helfen. Nicht nur für den Therapeuten, sondern auch für die Pfleger und andere Personen, die ihn kannten, ist die Wandlung eine totale. Sein Blick, der früher zynisch sarkastisch war, ist heute ruhig, freundlich und zutraulich. Auch seine Träume verraten, daß zwar noch nicht alle Hindernisse überwunden, aber doch ein großer Fortschritt geschehen ist. Er träumt: „Ich bin in Vevey zusammen mit Ihnen. Der kleine Fluß ist riesengroß geworden und hat die eine Brücke weggerissen. Ich weiß aber, daß weiter unten noch eine ist, und wir gehen zusammen dorthin, um ans andere Ufer zu kommen." Oder ein anderer Traum: „Sie sind Direktor des Claridge-Hotels in London, und ich soll dort arbeiten gehen. Ich komme aber etwas zu spät und zusammen mit meinem Bruder. Sie schelten aber nicht mit mir, sondern halten meinen Bruder fest, der offenbar schuld an der Verspätung ist."

Die Ablösung vom Therapeuten geht nur langsam vor sich. Er bleibt vorläufig noch der schützende Freund, den er in kleinen und großen Dingen um Rat angehen kann. Zwei- bis dreimal pro Woche telephoniert mir Pierre und berichtet von seinen Hunden. Am Sonntag besucht er Verwandte, geht ins Kino oder macht mit meiner Familie einen Ausflug.

Kehren wir zu dem einleitend Gesagten zurück, so muß nochmals betont werden, daß die Zeit seit der sozialen Besserung zu kurz ist, um ein endgültiges Urteil abzugeben. Trotz des erfreulichen Resultates wollen wir uns nicht verhehlen, daß Pierre nach wie vor ein empfindsamer, leicht verletzlicher Mensch bleibt, bei dem es leicht infolge widriger äußerer Umstände zu einer neuen Krise kommen könnte. So wird es uns auch nicht beirren,

wenn er früher oder später nochmals einen Aufenthalt in unserer Klinik machen müßte.

Wir sind uns bewußt, daß die vorliegende Schilderung des Falles fragmentarisch und oberflächlich ist. Unsere persönlichen Notizen füllen ein ganzes Buch und enthalten unter anderem auch gegen 100 Träume, welche die psychodynamische Entwicklung während der letzten Jahre deutlich illustrieren. Es ging uns aber lediglich um eine erste kurze Berichterstattung ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Im übrigen haben wir die Erfahrung *Benedettis* bestätigen können, wonach sich in einer solchen Behandlung oft Dinge ereignen, welche unserer sprachlichen Ausdrucksmöglichkeit entgehen. Das glatte Ineinandergreifen von Krankheitsäußerung und deutender Antwort — im Sinne der „direct analysis" von *Rosen* — ist eine Seltenheit.
Suchen wir uns dennoch in einigen Sätzen klar zu werden über das, was geschehen ist, so kann vielleicht folgendes gesagt werden: Ein empfindsamer, scheuer Mensch, an eine lieblose und später schizophrene Mutter fixiert, sucht seinen Hunger nach echtem Leben in der Spielbegierde auszutragen. Im Spiel will er die Zeit und den Zufall überwinden, er sucht bei „Frau Fortuna" das Glück, das nichts kostet. Er will aber auch die Macht und den Rausch der Leidenschaft in seinen endgültigen Besitz bringen. Er scheitert, verstrickt sich in Schuldgefühle, und als schließlich auch die dürftige Beziehung zur Mutter abbricht, bleibt nur noch der Ausweg in den Suicid oder die Psychose. In der Psychose versucht er die Gegensätze in sich zum Ausgleich zu bringen, die reine Geliebte einerseits, die sadistische Triebhaftigkeit andererseits, Christus als der eine, der Teufel als der andere Pol. Durch die zynische Entwertung der Sprache schafft er sich eine Notlösung, die ihn aber nur in einen immer tieferen Gegensatz zur Umgebung bringt. Die Reaktion dieser Umwelt, welche ihn ablehnt, bestätigt ihm seine Gefährlichkeit, er gerät in immer tiefere Isolierung, sein Ich löst sich in elementare Bestandteile auf, er ist der Blitz, die Erde, die Elektrizität. Der Kontakt mit dem Arzt schafft nach Jahren wieder die Möglichkeit der Versöhnung der auseinanderklaffenden Ich-Teile, die strengen Forderungen des Über-Ichs werden reduziert, die Grenzenlosigkeit seiner Triebhaftigkeit eingedämmt. Etwas Erstarrtes wird langsam wieder in Fluß gebracht. Die Hoffnungslosigkeit der realen Lebenssituation wird gemildert, das Leben wird lebenswert.
Der Fall Pierre Duperrex stellt uns mancherlei Fragen. Eine davon ist die: was ist denn diese Erschütterung des Menschen, dieses furchtbare, mörderische Gefangensein in der Wahngewißheit, das Abstreiten der handgreiflich, evident vor Augen liegenden Realität? Wir wissen es nicht und es bleibt

fraglich, ob wir es je werden ergründen können. Klagen können wir mit Shakespeare, dessen Macbeth sagt:

„Wenn gut, was packt mich jene Eingebung,
vor deren grausem Bilde sich mein Haar
aufsträubt, mein festes Männerherz
ganz unnatürlich an die Rippen pocht?
Das Furchtbare, das greiflich sich ereignet,
ist minder groß als innre Graungebilde.
Dies Bild des Mordes, reine Phantasie,
erschüttert meine innre Welt so mächtig,
daß jede Tätigkeit erstickt in Ahnung
und nichts ist, als was nicht ist."

In der Psychose begegnen wir dem Alleinsein mit dem, was „nicht ist", in der gräßlichsten Form. Hilfe kann die Begegnung mit dem Du bringen, woraus ein neues „Wir" entsteht. Aber diese Begegnung muß — vom Arzt aus — einen Grund und Ursprung haben. Wir sehen ihn in dem Angesprochenwerden durch das mitgeschöpfliche Leiden, in dem Wissen um die Ebenbildlichkeit des andern.

SUMMARY

Abstaining from a discussion of the current theories on psychotherapy of schizophrenia, the paper enters at once into the detailed report of an individual case. The patient had developed paranoid schizophrenia at the age of 35 and had been in hospital for 20 years when the psychoanalytical treatment was taken up. In the course of about two years, the treatment succeeded in influencing, alleviating and finally dispelling the psycho-motoric excitement, the regressions, aggressivity and the abundant delusional system of the patient. It seems worthy of notice that the therapist was made to represent a succession of biographically based figures each of which allowed the patient to live experiences hitherto withheld to him, and to build up new human relationships.

The symptoms can be understood as faulty solutions to overcome the chasm of inner extremes which had contributed to a complete dissolution of the patient's ego. The rejection by his environment confirmed the patient in his sense of infamy and dangerousness. Though being partly conscious of the symbolic character of his play with words, the patient succombed to this obsessional habit.

The social rehabilitation of the patient must take into consideration the still incomplete detachment from the therapist and should give him the possibility of express maternal instincts which had been suppressed thus far.